

Matthias A. Weiss

BYE

BYE

BANK

21 Bankerinnen und Banker auf dem Weg zu neuen Ufern

Mit bestem Dank an das Migros-Kulturprozent, die Stiftung für Unternehmerische Entwicklung (kmufuture) und weitere, nicht erwähnt werden wollende Gönnerinnen und Gönner. Ohne deren Unterstützungsbeiträge hätte dieses Buch nicht realisiert werden können.

Copyright: © 2016 Matthias A. Weiss

Lektorat: Jens Stahlkopf, Berlin | www.lektoratum.com

Umschlag und Layout: Andrea Dübendorfer | www.adgraphic.ch

Druck und Bindung: tredition GmbH, Hamburg | www.tredition.de

ISBN: 978-3-9524666-0-5

Auch als E-Book erhältlich.

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors.

www.reihe21.ch

21 PORTRAITS

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
01 Stefan Alder > Reiseleiter	12
02 Thomas Badertscher > Jukeboxen-Restaurator	22
03 Jörg Blunski > Geschäftsführer Migros Zürich	34
04 Marcel Bühler > Winzer	42
05 Peter Dettwiler > Teehändler	50
06 Daniel Dreifuss > Uhrmacher	60
07 Martin Egli > Geschäftsführer Verein Behinderten-Reisen	66
08 Priska Gehring-Hertli > Krippenbesitzerin	78
09 Renata Georg Preiswerk > Familienfrau	86
10 Benedikt Germanier > Skifabrikant	94
11 Armin Gote > Immobilienfonds-Manager	104
12 Jan Willem Habersaat > Photograph	112
13 Wolfgang Häusler > Galerist	122
14 Nino Jäger > Velo-Aficionado	130
15 Nomi Prins > Journalistin und Autorin	138
16 Reto Ringger > Gründer einer Bank	148
17 Stefan Schätti > Visionärer Bauer	158
18 Thomas Scheurer > Erotik-Unternehmer	168
19 Claudia Schneiter > Blumenverkäuferin	174
20 Thomas Vellacott > CEO WWF Schweiz	182
21 Rudolf Wötzel > Bergbeizer	192
Dank	207
Glossar	208
Anmerkungen	220
Bildnachweise	222
Informationen zur Reihe 21	223

Matthias A. Weiss

VORWORT

Zugegeben, meine Kenntnisse des Finanzsektors im allgemeinen und von Banken im speziellen waren vor dem Verfassen dieses Buches eher dürftig. Meine Berührungspunkte mit der Finanzwelt hatten bis dato hauptsächlich darin bestanden, über ein paar Bankkonten zu verfügen und die alltäglichen Wirtschaftsinformationen, die medial verbreitet werden, mehr oder weniger bewusst aufzunehmen. That was it.

Dass ich mich überhaupt an ein Buch heranwagte, welches sich im Bereich der Wirtschaft und des Finanzwesens ansiedelt, hatte mit meinem ersten Werk zu tun. Eigentlich hatte ich nicht vor, mich nach dem Abschluss von *Sprung über den Kirchenrand. 21 Theologinnen und Theologen ausserhalb der Kirche*, in dem ich ehemalige Kolleginnen und Kollegen porträtiert hatte, die heute einer anderen Tätigkeit als derjenigen einer Theologin oder eines Theologen nachgehen, noch einmal in den Herstellungsprozess eines Buches zu begeben, da ich mir all die Mühen, die damit verbunden sein können, ersparen wollte. Kurz nach dessen Abschluss fühlte ich eine enorme Leere in mir, die mit nichts zu vergleichen war. Als ich ein paar Wochen später dann einem Bekannten von meinem Erstling erzählt hatte, war die Idee für dieses vorliegende Werk geboren, und zwar gleich aus mehreren Gründen.

2012 war die vier Jahre früher begonnene Bankenkrise noch immer nicht überwunden und in den Medien und den Köpfen vieler Menschen nach wie vor präsent. Dann hatte ich erkannt, dass mir das Verfassen von Büchern und das Porträtieren von Menschen, ihrer Schicksale, das Nachzeichnen von Lebensentwürfen und daraus entstandenen Meinungen trotz aller Mühsal liegen. Und last, but not least hatte ich ganz einfach Lust, in die Finanzwelt und diejenige der Banken einzutauchen beziehungsweise auch in diejenigen, die darauf folgen könnten.

So habe ich mich daran gemacht, verschiedene ehemalige Bankerinnen und Banker aufzuspüren, die bereit waren, über sich, über ihre Zeit bei diversen Finanzinstituten, über ihren Wechsel, über ihre Suche nach einem gelingenden Leben sowie auch über die damit verbundenen Gefühle zu sprechen.

Die Auswahl meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner trug sich wie folgt zu. Natürlich sollten die Porträtierten alle einmal in einer Bank gearbeitet haben. Dann war es wünschenswert, dass der heute ausgeübte Beruf demjenigen einer Bankerin oder eines Bankers nicht allzu ähnlich war, da es mir ja darum ging, andere Wege, die teilweise weitab der Finanzwirtschaft liegen können, aufzuzeigen. Ich hätte zahlreiche Finanzfachleute porträtieren können, die jetzt einer Tätigkeit nachgehen, welche derjenigen einer Bankerin oder eines Bankers noch immer recht nahe kommt. Das war aber zu keiner Zeit mein Ziel. Ein weiteres Kriterium betraf den Werdegang der interviewten Personen. Dieser sollte etwas hergeben, falls möglich sogar mit einigen Irrungen und Wirrungen versehen sein, zwecks grösserer Spannung und interessanteren Erzählungen. Und schliesslich sorgte ich dafür, dass die Auswahl an Porträtierten in einer gewissen Balance zu stehen kam, was Alter, Bekanntheit, Geschlecht oder auch ihre heute ausgesuchten und begangenen Wege betrifft.

Die Interviews mit den porträtierten Persönlichkeiten, die alle zwischen Mai 2012 und März 2014 stattgefunden haben,¹ wurden mündlich geführt; meistens in deren eigenen Räumen, hin und wieder in einem Hotel oder Restaurant, zweimal per Skype, und je ein Mal bei mir oder in einem Garten. Jedes Gespräch dauerte zwischen einer halben Stunde und sechzig Minuten.

Alle Interviews wurden elektronisch aufgezeichnet, aufgrund jener Aufnahme transkribiert und danach leicht redigiert, immer mit dem Anspruch, sich ziemlich genau an den Inhalt und den Originalton der Gesprächspartnerin oder des Gesprächspartners zu halten. Als Autor war es mir wichtig, etwas vom Wesen, das ich beim Hören des Erzählten wahrgenommen hatte, dem Schriftlichen mitzugeben. Deswegen kann es vorkommen, dass der eine oder andere Satz im vorliegenden Buch leicht «knorrig» oder möglicherweise auch etwas ungenau daherkommt. Solche Sätze symbolisieren für mich jedoch eher die Eigenart der interviewten Person, denn schlechtes Deutsch. Es muss aber klar gesagt werden, dass die Sprache dieser transkribierten Interviews eine Kunstsprache ist, denn die hier Porträtierten haben natürlich anders gesprochen, als es abgedruckt steht. Sie taten dies ausschweifender, sich wiederholend, sich auch mal widersprechend, da und dort auch ein Thema umkreisend, kurz: Die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner haben erzählt und keine wohl durchdachten Reden gehalten. Hätten die Interviewten selbst geschrieben, käme das Verfasste selbstverständlich in einem

wohlklingenden und korrekten Deutsch daher. Mit Ausnahme des Gesprächs mit der US-amerikanischen Journalistin und Autorin Nomi Prins wurden alle Interviews auf Deutsch abgehalten.

Die für die einundzwanzig Interviews benutzten Fragen waren von der Anlage her immer gleich. Sie lauten:

- Als was bezeichnen Sie sich heute?
- Was beinhaltet diese Arbeit?
- Wie sind Sie dazu gekommen?
- Wie hat Ihr Umfeld reagiert, als Sie Ihren Wechsel vom Finanzwesen zu angekündigt haben?
- Warum haben Sie auf einer Bank zu arbeiten begonnen?
- Was haben Sie dort zuletzt gemacht?
- Hat sich Ihre Einstellung zu Leben und Glück im Laufe der Zeit gewandelt?
- Wo finden Sie heute das Glück in Ihrer Arbeit, das Sie vielleicht als Bankerin respektive Banker vermisst haben?
- Haben Sie eine Botschaft? Wenn ja, welche?

Je nach Gesprächsverlauf stellte ich obige Fragen so oder leicht variiert. Da und dort wurde auch einmal nachgebohrt oder etwas weggelassen. Insgesamt folgte ich als Interviewer einfach dem Erzählfluss, hatte dabei aber stets auch die vorgenommenen Fragen und deren Reihenfolge im Blick.

Die Interviews wurden den Porträtierten nach einer ersten Redaktion zum Gegenlesen, Ergänzen, Streichen oder auch Korrigieren überlassen, wovon einige regen Gebrauch gemacht, andere wiederum den Text mehrheitlich belassen hatten. Unter anderem stimmten sie so auch ihren Titeln, die ich ihnen zwecks griffiger Bezeichnung da und dort bewusst verpasst hatte, zu. Die Porträtierten selbst nennen sich hie und da anders, wie mit Leichtigkeit eingangs jeden Interviews festgestellt werden kann. Im Fall von Nomi Prins erfolgte dieser Prozess natürlich auf Englisch, bevor das genehmigte Interview schliesslich noch auf Deutsch übersetzt wurde.

Da zwischen der Fertigstellung dieses Buches und der effektiven Herausgabe einige Zeit verstrichen ist, habe ich 2015 alle Porträtierten noch um ein Update

gebeten, welches jedem Porträt hintangestellt wurde. Darin beschreiben die interviewten Personen mehr oder weniger ausführlich, was sich seit dem jeweiligen Gespräch verändert hat.

Jetzt bleibt mir nur noch, allen Porträtierten Danke zu sagen. Jeder und jedem von ihnen bin ich zutiefst dankbar, durfte ich doch viel aus unseren Gesprächen lernen und mitnehmen, gerade auch dann, wenn jene zu einem regen Austausch über die eigenen Vorstellungen von Erfolg, Geld und Karriere, aber auch über das Leben im allgemeinen geführt hatten. Aus diesem Grunde empfand ich die meisten Begegnungen auch einfach als Geschenke, die ich hiermit gerne an Sie, liebe Leserin oder lieber Leser, weitergeben möchte. Ihnen selbst wünsche ich, dass die Begeisterung, die mich ob dieser Gespräche da und dort erfüllt hatte, auch auf Sie überspringen mag und dass dies Lust darauf macht, sich erneut oder vermehrt auf die Suche nach dem gelingenden beruflichen wie privaten Leben und dem Glück hinzuwenden. Wenn Menschen statt Untertaninnen und Untertanen wieder zu Lebenskünstlerinnen und Lebenskünstlern werden dürfen, zu Unternehmerinnen und Unternehmern ihres eigenen Daseins oder gar zu abenteuerlustigen Kapitäninnen und Kapitänen ihres Schicksals,² dann haben sich Sinn und Zweck des vorliegenden Buches erfüllt.

Matthias A. Weiss

Richterswil, Ostern 2016

GESCHÄFTSFÜHRER VEREIN BEHINDERTEN-REISEN

MARTIN EGLI

Martin Egli wird 1968 geboren und wächst als Sohn einer Engländerin und eines Schweizer in und um Zürich auf. Er absolviert die Berufsmittelschule bei der Bank Leu, später folgt ein berufsbegleitendes Wirtschaftsstudium an der Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschule. Als Private Banker und späterer Partner einer Vermögensverwaltungsgesellschaft versucht er schon zu Bankzeiten das Soziale nicht aus den Augen zu verlieren und wird «teilweise richtiggehend zum Familienberater» seiner internationalen Kundschaft. Durch seine Einsätze als Zivildienstleistender kommt Martin Egli 1998 zum ersten Mal in Kontakt mit behinderten Menschen und tritt 2006 in den Vorstand des gemeinnützigen Vereins Behinderten-Reisen Zürich ein, welcher sich für die tägliche Mobilität behinderter Menschen einsetzt. Als dessen Gründer 2012 in Pension geht, übernimmt Martin Egli die Geschäftsleitung. Zusammen mit seiner Partnerin wohnt er abwechselungsweise in deren beider Wohnungen in Zürich.

07

*Grundsätzlich bin ich
ein freier und kritischer Geist.*



Wie bezeichnen Sie sich heute?

Grundsätzlich bin ich ein freier und kritischer Geist. Ich stelle hohe Ansprüche an mich und meine Umgebung; am meisten aber an mich selbst. In meinem geschäftlichen Umfeld stelle ich wohl ein Gemisch aus *Manager* und *Sozialarbeiter* dar.

Was beinhaltet diese Arbeit?

Beim Verein Behinderten-Reisen Zürich besteht unsere Aufgabe von aussen gesehen darin, Menschen, die den öffentlichen Verkehr aufgrund einer Behinderung nicht benützen können, zu einer Mobilität zu verhelfen, welche für Sie und mich normal ist. Aus dieser an sich elementaren Idee der Mobilität für alle ist dank einer stetig steigenden Nachfrage über die letzten zwanzig Jahre ein kleines Unternehmen gewachsen, welches mittlerweile neun Festangestellte beschäftigt und

Ich wünsche mir weniger Egozentrik und einen offeneren Blick.

sogar Arbeitsplätze für Menschen mit einer Behinderung anbieten kann. So hatten wir bei meinem Arbeitsantritt 2012 zwei Mitarbeiter im Rollstuhl. Im Zuge von Pensionierungen konnten wir diese Zahl im Verlauf eines einzigen Jahres auf vier verdoppeln. Darauf sind wir stolz. Natürlich differiert der Grad der Behinderung, wie auch derjenige der Fähigkeiten, so wie auch Sie oder ich verschieden sind. Genau hier beginnt der integrative Teil meiner Arbeit. Zur normalen Teambildung kommt nämlich noch der intelligente Einsatz unserer Mitarbeiter mit einer Behinderung hinzu, und zwar so, dass sie sich als vollwertige Mitglieder fühlen, die sie ja auch sind.

Dann sind wir auch ein Einsatzbetrieb für Zivildienstleistende und Arbeitsloseneinsatzprogramme. Für letztere stellen wir einen Betrieb im sogenannten zweiten Arbeitsmarkt dar. So arbeiten wir auch eng mit Sozialämtern zusammen, die ihre Klienten bei uns einsetzen. Daraus entsteht eine gute Situation für alle: eine sinnvolle Tätigkeit und befriedigende Struktur für den Klienten und ein für uns kostenmässig tragbarer Fahrer für unseren Transportdienst. Zu den Zivildienstleistenden und den Menschen aus den Arbeitslosenprogrammen kommen noch unsere Freiwilligen hinzu, die in rührender und selbstloser Mission ebenfalls als Fahrer für uns im Einsatz sind. Ohne diese ginge es bei uns nämlich nicht.

Wie schon erwähnt, muss ich neben all diesen Einsatzkreisen schauen, dass meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Büro, die alle in Teilzeit arbeiten, miteinander

funktionieren. Was dies im Rahmen von Organisation und Kommunikation bedeutet, können Sie sich vorstellen. Wenn wir jeweils nachzählen, wieviele Mitarbeitende während der Dauer eines Jahres bei uns «durch den Betrieb laufen», staunen wir immer wieder. Letztes Jahr waren es neben den Festangestellten beispielsweise siebenundsechzig.

Ihre Frage liesse sich aber auch kürzer beantworten. Ich bin ganz einfach *Geschäftsleiter einer mittelgrossen Firma*. Wir führen einen Betrieb mit allem, was nach den kaufmännischen Regeln dazugehört: Budget, Rechnungswesen, Investitionsrechnung, Fundraising, Lohnbuchhaltung und so weiter. Und in all diesen Bereichen trage ich letztlich die Verantwortung.

Können Sie mir einen typischen Tagesablauf von Ihnen schildern?

An meiner Tätigkeit empfinde ich es als besonders schön, dass es einen solchen nicht gibt. Ich ertappe mich öfters dabei, dass ich auf dem Arbeitsweg entspannt pfeife und gleichzeitig neugierig darauf bin, was mich erwartet. Zudem freue ich mich stets auf ein Team, mit dem ich nicht nur arbeite und Gutes tue, sondern auch viel lache.

Führungsstile sind unterschiedlich. Im Gegensatz zu vielen Chefs sehe ich mich weniger als Alleskönner beziehungsweise Spielmacher auf dem Feld, als vielmehr in der Rolle des Coaches an der Seitenlinie. Meine Mitarbeiter sollen sich möglichst frei entfalten können. Bei unserer Betriebsgrösse muss zwar jeder von uns ein wenig von allem können, ich lege aber Wert darauf, dass alle Arbeitskolleginnen und -kollegen ihren Talenten entsprechend auch eine Spezialisierung und Verantwortung haben, denn das motiviert noch mehr.

Ich nehme mir bewusst Zeit, mich um meine Angestellten zu kümmern.

Als *Coach* treibe ich also an, motiviere ich, korrigiere ich und Sorge ich vor allem immer wieder dafür, dass meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine Infrastruktur vorfinden, die ihre Fähigkeiten beflügelt und ihnen dadurch Zufriedenheit bringt. Daraus resultieren dann oft ganz automatisch überdurchschnittliche Leistungen zugunsten unserer Kundinnen und Kunden.

Dann nehme ich mir wirklich bewusst Zeit, mich um meine Angestellten zu kümmern. Auf die Gefahr hin, dass es kitschig oder sozialromantisch klingt: Ich lege Wert darauf, dass wir hier in der Art und Weise und auch im Tempo so arbeiten, dass Kopf, Herz und Hand auf einer Linie liegen. Zu oft höre ich in meinem Bekanntenkreis, dass fast alle gestresst sind und irgendwie allem hinterherrennen. Entweder ist die Hand dem Kopf voraus oder dann bleibt das Herz bald auf der Strecke. Gerade solches möchte ich verhindern, und zwar sowohl für meine Mitarbeiter wie auch für mich selber. Dass wir uns beim Verein Behinderten-Reisen Zürich Zeit nehmen, würde ich als *Lebensqualität per se* bezeichnen. Ein aktuelles Beispiel: Im Moment liegt eine unserer Mitarbeiterinnen, die normalerweise im Rollstuhl sitzt, infolge gesundheitlicher Beschwerden im Spital. Heute Nachmittag werde ich ihr, zusammen mit meinem Vorstandspräsidenten, einen Besuch abstatten. Das Leben geht eben nicht einfach weiter. Wir müssen und wollen uns auch für solche Situationen Zeit nehmen. Dabei stellt es für mich eine Selbstverständlichkeit dar, dass, wenn meine Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter unserem Beispiel folgen möchten, sie dafür nicht extra frei nehmen müssten.

So ist tatsächlich jeder Tag anders. Eigentlich gerate ich nie in einen typischen Ablauf hinein; und diese Unregelmässigkeit macht mich kreativ. Fast täglich kommen mir irgendwelche Ideen, die ich dann im Team besprechen will – mitunter bei ganz alltäglichen Verrichtungen wie zum Beispiel dem Zähneputzen. Oft haben sie mit Mitgliederwerbung, Marketing oder auch PR zu tun, also letztlich mit Fundraising, ohne das unser Verein nicht funktionieren könnte. Da ich in unserem Betrieb offen darüber kommuniziere, wie und wo ich zu meinen Ideen gelange, fragen mich meine Mitarbeiter darum fast täglich an, ob mir beim Zähneputzen wieder eine Idee gekommen sei. Das ist sozusagen unser *running gag*.

Wie sind Sie dazu gekommen, *Manager und Sozialarbeiter* zu werden?

Angefangen hat alles damit, dass mir während meines zweiten Militärwiederholungskurses das Gehirn eingeschlafen war. Wir hatten ein neues Sturmgewehr erhalten und dieses gefühlte dreitausendfünfhundert Male auseinandernehmen und wieder zusammensetzen müssen. An einem Abend rief ich meine Freundin an und bat sie, mir die Nummer der Beratungsstelle für Militärdienstverweigerer zu geben. Als Pazifist wollte ich eigentlich ohnehin nie Militär machen, vom Verweigern und den rechtlichen Konsequenzen hatte ich jedoch gleichzeitig grossen Respekt. Glücklicherweise wurde in der Schweiz in jenem Zeitraum¹² der Zivildienst

eingeführt, auch wenn der Wechsel mit grossen Anstrengungen und Schikanen verbunden war. Diesen Aufwand nahm ich aber auf mich.

Meinen ersten Zivildiensteinsatz begann ich dann beim Verein Behinderten-Reisen Zürich. Hier war ich sofort davon angetan, wie einfach und gleichzeitig auch beglückend meine Aufgabe war. Ausserdem fand ich zum damaligen Geschäftsführer und Gründer, Peter Kasper, sofort einen Draht. Er muss wohl ebenfalls von diesem sozialen Banker, der sich zunächst noch im Nadelstreifenanzug bei ihm beworben hatte – übrigens mit der Bemerkung, er würde dann schon nicht in dieser Aufmachung zum Fahrdienst antreten –, beeindruckt gewesen sein. Auf alle Fälle zog mich Peter Kasper im Laufe meiner Einsätze zunehmend zu Rate und vertraute mir auch schwierigere Fahrten an. Über die Zeit meiner Zivildienstpflicht hinaus entwickelte sich daraus eine Freundschaft, die auch heute noch andauert. Als ich dann aus Altersgründen entlassen wurde, fragte mich jener an, ob ich nicht ehrenamtliches Vorstandsmitglied werden wolle, und einige Jahre später entstand schliesslich noch die Idee der Nachfolge. Immer wieder meinte er – mal eher im Witz, dann wieder im Ernst –, dass ich sein idealer Erbe sei. Zeitgleich entwickelte sich in mir eine zunehmende Abneigung gegenüber der Finanzbranche. Diese wurde angesichts der Globalisierung nämlich immer diffuser und unübersichtlicher. Meine Antwort an Peter Kasper lautete deswegen immer öfter: «Wenn das hier so weitergeht, komme ich schliesslich zu euch.» Und so ist es dann gekommen.

Können Sie mir diesen Wechsel noch etwas konkretisieren?

Konkret war es bei mir so, dass ich zunehmend die Freude an meiner Tätigkeit in der Finanzbranche verloren hatte. Irgendwann einmal machte es dann klick.

Ich wusste ja, dass Peter Kasper auf eine Antwort wartete. Zum Schluss ging alles plötzlich schnell. Dem geschäftsführenden Partner der Vermögensverwaltungsgesellschaft

Das trockene und kalte Image der Bankenbranche kann ich für meinen Teil nicht bestätigen.

Baryon AG, an der ich auch beteiligt war, teilte ich meine Entscheidung per Ende 2011 mit, und seine Reaktion darauf war wohlwollend und positiv. Martin Wipfli, so sein Name, war übrigens jederzeit über meine Vorstandstätigkeit beim Verein Behinderten-Reisen Zürich informiert. Darum glaube ich, dass er zu jenem Zeitpunkt gar nicht so überrascht war. Die alte Firma liess mich übrigens bereits per

Dezember 2011 ziehen und regelte alle finanziellen Belange äusserst grosszügig, wodurch ich die ersten fünf Monate gratis für den Verein arbeiten konnte.

Ja, das war wirklich ein phantastischer Abgang im besten Einvernehmen. Nicht zuletzt deshalb sind wir unter anderem auch heute noch freundschaftlich miteinander verbunden. Und, einer meiner ehemaligen Partner will nach seiner Pensionierung obendrein bei unserem Verein freiwilliger Fahrer werden. Das sagt doch wirklich alles!

Wie hat Ihr Umfeld reagiert, als Sie Ihren Wechsel vom Finanzwesen zum *Manager und Sozialarbeiter* angekündigt haben?

Mit grosser Begeisterung. Wohl auch, weil nur wenige wirklich verstanden haben, was innerhalb einer Bank eigentlich alles abläuft. Es gibt dort durchaus interessante und sinnvolle Tätigkeiten. Und eine Bank stellt ja immer auch irgendwie das Epizentrum der Wirtschaft dar, die uns alle bewegt, ob wir dies wollen oder nicht.

So bin ich übrigens auch der Meinung, dass meine Tätigkeit während der Bankenzeit sozialer war, als es sich die meisten meiner Bekannten vorstellen konnten. In meinen letzten zehn Jahren betreute ich ja eine internationale Privatkundschaft, was geistig und kulturell äusserst bereichernd war. Ausserdem ermöglichte mir meine Arbeit neben regelmässigen Reisen auch, einen Blick in diverse Familien und deren Bedürfnisse zu werfen. Entgegen der landläufigen Meinung ging es dort nicht darum, irgendwelche Gelder zu verstecken, sondern beruflich stark eingebundene Kunden, beispielsweise Ärzte, Architekten oder auch Anwälte, bei der Anlage ihrer Vermögen zu unterstützen. Auf der Basis ihres Vertrauens handelte ich im Rahmen ihrer strategischen Vorgaben und Risikobereitschaft mit einer Verwaltungsvollmacht. Dies erfordert ein ethisches Gewissen und natürlich auch soziale Kompetenz. In erster Linie ging es also gar nicht nur um Gewinn, sondern mit der Zeit entwickelten sich auch freundschaftliche Bande. So sah ich beispielsweise über die Jahre die Kinder meiner Kunden aufwachsen, und mit vielen meiner Kunden bin ich auch heute noch in Kontakt.

Das ist übrigens auch der Grund, weshalb ich meinen Job so lange und gerne gemacht hatte. Das trockene und kalte Image der Bankenbranche kann ich für meinen Teil nicht wirklich bestätigen. Allerdings konnte man in den vergangenen zehn Jahren tatsächlich zum Schluss kommen, die Banken hätten eine geniale

Negativ-PR-Kampagne am Laufen, mit dem Ziel, wirklich jeden Beobachter von einer giergetriebenen Kultur zu überzeugen. Ich würde sagen, diese Kampagne war leider ein voller Erfolg! Zuletzt hatte sie nämlich auch meine Entscheidung beeinflusst, das muss ich schon sagen.

Warum haben Sie eigentlich auf einer Bank zu arbeiten begonnen?

Gute Frage. Ich muss etwas ausholen. Da meine Mutter Engländerin ist, sind wir sehr international aufgewachsen. So wohnten wir während einiger Jahre in der Nähe von Genf, wo wir Kinder die internationale Schule in Founex, an den Ufern des Lac Léman, besuchten. Nach unserer Rückkehr nach Zürich wurde ich auf den Abschluss einer Maturität eingespart. Durch die Genfer Zeit war dies aufgrund der Altersbestimmungen aber nurmehr am Unterseminar möglich – eine Maturität, die eigentlich auf werdende Lehrer ausgerichtet war und mir gar nicht entsprochen hatte. Während jener Zeit war ich deswegen meistens mit meiner ersten grossen Liebe in der «Lebensschule», abseits des ordentlichen Unterrichts, und somit auf

In der Schweiz leben wir auf einem sehr hohen Niveau, aber eher neben- als miteinander.

bestem Weg, den Absenzenrekord des Unterseminars Küssnacht zu brechen. Eines Tages hatte mich darum der Vater meiner damaligen Freundin zur Seite genommen und mir erklärt, dass es so nicht weitergehen könne. Als Bankier der alten Schule schlug er mir eine Banklehre vor, was damals als universell galt und obendrein hoch angesehen war. Unter anderem musste man in jenen Zeiten mehrstufige Bewerbungsschritte bestehen, bevor man in den engeren Kreis von valablen Kandidaten vorstossen konnte. Bei der Bank Leu, der ältesten und damals auch kleinsten der damaligen fünf Grossbanken, gelang dann mein Einstieg. Zwar war die Bank eine sogenannte Universalbank, betrieb also alle Arten von Bankgeschäften, blieb aber übersichtlich und persönlich. Und mir ermöglichte man nicht nur, vom ordentlichen KV-Stift auf die sogenannte Berufsmittelschule (heute Berufsmaturität) umzusteigen, sondern später wurde mir auch noch ein berufsbegleitendes Wirtschaftsstudium an der HWV in Zürich finanziert. Dank meinen Mentoren, die ich glücklicherweise immer hatte, und der Bank Leu kam ich also trotz meiner Eskapaden am Unterseminar noch zu einem Hochschulabschluss und wurde auch in der Praxis sehr gefördert. Dann folgte leider eine der ersten grossen Übernahmen in der Schweizer Bankengeschichte. Die Credit Suisse übernahm zunächst die Volksbank und später auch die Bank Leu. In den Jahren darauf wurden Synergien

gesucht und Heerscharen von McKinsey-Beratern durch die Bank gejagt. Die Pflege der Firmenkultur wich immer stärker der Errechnung von Deckungsbeiträgen und die individuelle Beratung wurde zunehmend durch einen systematischen Produkteverkauf ersetzt. Irgendwann kapitulierte ich, zog meinen Hut und wechselte als Partner zur Baryon AG, einer Vermögensverwaltungsgesellschaft, wo ich wieder individueller auf die Kunden eingehen konnte.

Was haben Sie dort zuletzt gemacht?

Bei der Baryon AG fand sich eine Gruppe von ehemaligen Mitarbeitern der Bank Leu wieder, die eben diesem *hardselling*, dem reinen Produkteverkauf, entfliehen wollte. Unter der Ägide ihres Gründers, Martin Wipfli, bot jene Firma neben der reinen Vermögensverwaltung auch Steuer- und Unternehmensberatungsdienstleistungen an. So konnten wir unseren Kunden wirklich ein persönliches und abgerundetes Angebot bieten.

Aber eben, auch vor unserer Firma machte die Globalisierung nicht halt, und so wurde es immer schwieriger, die weltweiten Interdependenzen zu deuten und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Das Anlagegeschäft folgte immer weniger der Vernunft. Vielmehr trieben Spekulationen den Markt an und verfälschten dadurch die Realitäten. In diesem Zusammenhang entwickelte sich bei mir zunehmend eine Art Ohnmacht. Für all diejenigen, die damals noch klug daherredeten, obwohl bereits niemand mehr die praktisch willkürlichen Volatilitäten an den Märkten verstand, hatte ich eigentlich nur noch ironische Bewunderung übrig. Und, auch wenn ich meine strategischen Ideen gegenüber meiner Kundschaft noch so plausibel darlegen konnte, war es durchaus möglich, dass schon am nächsten Tag irgendeine irrationale Verwerfung alles wieder in Frage stellte. Ich selbst kam mir immer stärker wie ein Wettermoderator bei Aprilwetter vor – und ich kenne wirklich niemanden, der sich dauerhaftes Aprilwetter wünscht! Auch wenn mir niemals ein Vorwurf gemacht wurde, letztlich war ich für die Entwicklung der Anlagen im Interesse meiner Kunden verantwortlich. Darum war meine Aufgabe zuletzt also mehr als unbefriedigend. Ausserdem kam mir zunehmend jeglicher Sinn abhanden ...

Hat sich Ihre Einstellung zu Leben und Glück im Laufe der Zeit gewandelt?

In meiner persönlichen Einstellung zum Leben wenig. Ich lebe gleich wie damals und sehe auch noch so aus wie früher. Äusserlich hat sich also nichts verändert.

Klar, heutzutage kann ich meine Haare auch einmal etwas länger tragen und wenn ich mich nicht rasieren mag, dann lasse ich es eben. Aber das sind ja Lappalien.

Beim Glück aber denke ich schon, dass ich zulegen konnte. Wie oben erwähnt, kam mir die Freude an meiner Arbeit im Wandel von Branche und Umfeld trotz interessanter Kunden und einem grundsätzlich privilegierten Leben doch immer mehr abhanden. Die Komplexität und das ganze Chaos an Informationen machte mich immer hilfloser. Beim Verein Behinderten-Reisen Zürich hingegen verfolgen wir wirklich einfache Ziele. Umso stärker gewinnt man den Eindruck, man könne direkt etwas bewirken, womit Dankbarkeit und Freude umso unmittelbarer zurückkommen. Das mag vielleicht profan klingen, macht aber glücklich!

Dann kann ich in meiner jetzigen Rolle auch sehr viel freier und kreativer in Bezug auf das Team wirken als früher. Hier haben wir den Spielraum, auch einmal andere Wege zu gehen oder auch etwas zu wagen. So haben wir beispielsweise im letzten Jahr mit den behinderten Schulkindern, die wir täglich in die Schule fahren und von dort auch wieder abholen, unseren Schulbus bemalt. Die Erfahrungen, die damals alle machen durften, kann man mit Worten gar nicht beschreiben; ich meine, da quillt einem einfach das Herz über.

Oder auch, wenn Menschen, die in einem der erwähnten Arbeitslosenprogramme eingesetzt sind, bei uns ihr Selbstbewusstsein zurückgewinnen und später vielleicht sogar wieder im ersten Arbeitsmarkt einen Job finden, macht mich das glücklich; vor allem auch auf dem Hintergrund, dass mir bei der Lektüre derer Lebensläufe vor lauter Unglück und Missgeschicke manchmal fast die Tränen kommen.

Oder es rührt mich die Selbstlosigkeit unserer freiwilligen Fahrerinnen und Fahrer oder der tapfere und zuversichtliche Umgang meiner behinderten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Gerade letzteres macht mich auch immer wieder stolz und glücklich.

Haben Sie eine Botschaft? Wenn ja, welche?

Oje, Botschaften ... Also gut: Ich stamme aus einer grossen Familie mit vier Geschwistern. Und meine Mutter, die selbst eines von sieben Kindern ist, pflegte mir in jungen Jahren immer zu sagen, ich solle zuerst im eigenen Zimmer für Ordnung

sorgen, bevor ich mich für Hilfeleistungen anbiete. Damit meinte sie, dass jede und jeder für sich Prioritäten setzen solle. Auch wenn sie heute darüber lacht, ist bei mir diesbezüglich schon einiges hängen geblieben. Unter anderem glaube ich wirklich, dass, wenn jede und jeder vor der eigenen Tür wischen würde, die Strasse als Ganzes schon recht gut ausschauen würde ... In der Schweiz leben wir auf einem sehr hohen Niveau, aber eher neben- als miteinander. Und gewischt wird nicht im Sinne der ganzen Strasse, sondern nur mit Blick auf sich selbst. Irgendwie fehlt da der Zusammenhang.

Wenn man nun an einem beliebigen Tag durch die Stadt läuft, sieht man es schon daran, wie sich die Leute physisch bewegen, wie aggressiv Verkehrsteilnehmer manövrieren; und damit schliesse ich alle mit ein, auch die Fussgänger! Als Halbengländer fällt mir immer das gleiche symbolische Beispiel ein, nämlich die Queue, also die Warteschlange. Wenn sich jede und jeder anständig in eine Reihe stellen würde, käme es weder zu Gedränge noch zu Stress, noch würde man aneinander geraten; und zuletzt kämen alle in einer fairen und gerechten Abfolge ans Ziel. Wie man es auch am Beispiel des Rolltreppenfahrens sehen kann, ist dieses Bewusstsein in unserem Kulturkreis leider praktisch nicht vorhanden. Man agiert, als ob man alleine auf der Welt wäre; und das bedaure ich sehr.

Der langen Rede kurzer Sinn. Ich wünsche mir weniger Egozentrik und einen offeneren Blick. Und noch kürzer: Rücksicht! Wenn dann noch eine Prise Grosszügigkeit dazukäme, wäre das schon ein grosser Schritt in die richtige Richtung.

www.behinderten-reisen.ch

UPDATE

In den Jahren 2012/2013 fand im Verein Behinderten-Reisen Zürich ein umfassender Generationenwechsel statt. Dieser betraf Vorstand, Geschäftsleitung und die Hälfte des festangestellten Teams. Im gleichen Zug galt es, den Verein auch betriebswirtschaftlich für die stetig steigende Nachfrage fit zu machen. Meiner Meinung nach sollte eine gemeinnützige Vereinstätigkeit einer effizienten Betriebsstruktur nicht widersprechen. Das Ziel wäre in diesem Sinne, eine gemeinnützige Dienstleistung für benachteiligte Menschen zu erbringen und dies möglichst weitgehend aus eigener Kraft.

Bei meinem Antritt musste ich bei allem Respekt für meine Vorgänger objektiv feststellen, dass nach rund 20 Jahren des ideologischen Aufbaus doch vieles angestaubt war. Lange hätte der Verein den an ihn gestellten Ansprüchen nicht mehr gerecht werden können. Darum galt es, im Rahmen unserer Ziele diverse Effizienzverbesserungen anzustreben, Abläufe zu verbessern und die Infrastruktur zu erneuern. Das Resultat zeigte sich mit dem Abschluss des Berichtsjahres 2014 sehr deutlich. Bei praktisch gleichbleibenden Betriebskosten konnten wir alle Leistungszahlen um 50 bis 60 Prozent steigern. Im festangestellten Team konnten wir im Sinne unserer Vereinsziele die maximale Gleichstellung erreichen; von den sechs Mitarbeitenden im Innendienst haben drei eine Behinderung. Daneben haben wir zwei Ausbildungsplätze geschaffen, von denen einer von einer jungen Dame im Rollstuhl besetzt ist. Als Einsatzbetrieb für Menschen in Arbeitslosenprogrammen, Zivildienst und Freiwilligenarbeit sind wir gegenüber dem Zeitpunkt des Interviews ebenfalls stark gewachsen und können mehr Personen eine sinnvolle Tätigkeit anbieten.

Insgesamt profitieren so deutlich mehr Menschen mit Behinderungen von unseren Dienstleistungen. Per Ende 2014 zählten wir über 14'000 Personentransporte auf mehr als 800'000 gefahrenen Kilometern. Die Freude und der Elan bei allen Beteiligten, das kann man sich gut vorstellen, ist ob all dieser Rekorde natürlich ebenfalls beflügelt worden. Es geht uns allen also noch besser als 2013 :-).

DANK

Mein Dank geht in erster Linie an alle Porträtierten, die auf ihrem eigenen Weg, welcher grösstenteils ausserhalb des Finanzwesens verläuft, gehen. Sie haben mich inspiriert, herausgefordert, zum Nachdenken angeregt und berührt. Dank ihnen weiss ich, dass, egal aus welchem Beruf jemand kommt, dessen aber überdrüssig ist, es unzählig gute Wege gibt, zu neuen Ufern aufzubrechen. Manchmal bedarf es vielleicht etwas Mut, Althergebrachtes hinter sich zu lassen – vielleicht sogar hie und da etwas Wagemut oder gar Hochmut, um hoch fliegen zu können, letztlich aber geht es doch vor allem darum, auf seine eigene Stimme zu hören und ihr mehr oder weniger zu folgen. Das haben Sie, liebe Exbankerinnen und Exbanker, mich auf der Reise zur Realisierung dieses Buches gelehrt.

Last, but not least bin ich folgenden Personen aus den unterschiedlichsten Gründen und Anlässen zu grossem Dank verpflichtet: Roberto Ackermann, Denise Chervet, Ueli Christoffel, Andrea Dübendorfer, Hanspeter und Gerda Frei, Matthias Girgis, Willem Jan Habersaat, Amber Isler, Rafael Kasischke, Lucas Meier, Vreni Schaer und Walter Schopper, Jens Stahlkopf, Susanne Völlm sowie Daniel Zöbeli. Merci beaucoup!

ANMERKUNGEN

- ¹ Ausser jenem von Nino Jäger, welches aufgrund einer Absage kurz vor Drucklegung noch kurzfristig stattfinden musste. Aus demselben Grund ist seinem Interview auch kein Update angefügt.
- ² Einige dieser Formulierungen verdanke ich einem Artikel von Carsten Jasner, Unternehmen lassen; in: BrandEins 08-2012.
- ³ Jeder bei Save the smile gespendete Franken erreicht gemäss Stefan Alder auch die Menschen, für die er bestimmt ist, ohne jegliche Unkosten, Spesen oder auch Löhne dazwischen.
- ⁴ Berndeutsch für *immer*.
- ⁵ Berndeutsch für *Knabe*.
- ⁶ Berndeutsch für *Lehre*.
- ⁷ Thomas Badertscher betreut Geräte der Marken Rock-Ola, Ami, Seeburg und Wurlitzer.
- ⁸ Und übrigens auch auf seinem Telefonbeantworter (Anmerkung des Autors).
- ⁹ Marcel Bühler begann den Wein eigenen Angaben zufolge bereits im Alter von sechzehn, siebzehn Jahren an zu lieben.
- ¹⁰ Zeitpunkt des Interviews: Juni 2012.
- ¹¹ Peter Dettwiler nimmt hier auf den Satz Friedrich Nietzsches «Ich sage euch: Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können.» aus der Vorrede von *Also sprach Zarathustra* Bezug.
- ¹² Anno 1996.
- ¹³ Frau Gehring-Hertli bezeichnet damit ihren Abschieds-Apéro auf der Bank vor Antritt des Schwangerschaftsurlaubes.
- ¹⁴ Die zai AG wurde im Jahre 2003 vom ehemaligen Skilehrer und Kunststudenten Simon Jacomet gegründet. Nach ersten Versuchen mit ungewöhnlichen Materialkombinationen kamen ein Jahr darauf die ersten vier Modelle auf den Markt. Seither wächst sie kontinuierlich. Im Jahre 2012 verkaufte sie zum Beispiel zwischen eintausend und eintausendzweihundert Paar Skier pro Saison, beschäftigte sie zwölf bis fünfzehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und erreichte einen Umsatz von etwa drei Millionen Franken. Die zai AG bewegt sich mit ihren Produkten im High-End-Bereich der Ski- und Sportbranche. Ausserdem legt sie Wert darauf, Leute aus der Region zu beschäftigen; unter anderem auch Pensionärinnen aus dem nahen Altersheim, die für zai Mützen herstellen

Das Wort *zai* stammt übrigens aus dem Romanischen und steht für *zäh*.

- ¹⁵ Die sechsköpfige Familie Germanier lebte nach ihrem Hausverkauf beispielsweise noch für einige Zeit in einer Brooklyner Jugendherberge, bevor sie mit Sack und Pack zurück in die Schweiz übersiedelt. Als letzter Akt vor dem Abflug hätten sie dann noch ihr Auto verkauft, meint ein heute sichtlich erleichterter Benedikt Germanier.
- ¹⁶ Unter anderem hat sich Benedikt Germanier zum Beispiel lange gegen ein firmeneigenes Auto gewehrt, obwohl er von seiner Position her Anrecht darauf gehabt hätte.
- ¹⁷ Patrimonium AG.
- ¹⁸ Armin Gote ist im Besitz des Fachausweises Immobilien-Bewirtschafter und beherrscht die deutsche sowie die französische Sprache.
- ¹⁹ Jean Christophe Schwaab, SP VD.
- ²⁰ W. J. Habersaat, Zürich. Grossstadt mit Charme.
- ²¹ Am Ende des Interviews gibt mir Jan Habersaat dann aber doch noch zwei seiner Werke mit auf den Weg.
- ²² Meint hier: kein Sympathisant von linken Ideen.
- ²³ Erschienen im Eigenverlag.
- ²⁴ Zu einem Preis zwischen 2000 - 5000.- Franken.
- ²⁵ Ende 2012. Herausgekommen ist Nomi Prins' sechstes Buch im März 2013.
- ²⁶ Dieses Interview wurde ursprünglich auf Englisch geführt und ebenso transkribiert, danach Nomi Prins vorgelegt, wozu sie schliesslich ihr Einverständnis gegeben hat. Erst danach wurde es durch den Autor ins Deutsche übersetzt.
- ²⁷ Seite 161.
- ²⁸ Thomas Scheurer führt beispielsweise auch ein mieses Betriebsklima oder den Umstand, dass bei Abwesenheit des Chefs kaum gearbeitet wurde, als weitere Gründe für seinen Wechsel auf.
- ²⁹ Thomas Vellacott nennt hier etwa den 2011 ins Leben gerufenen Beirat zum Masterplan Cleantech, in welchen er als Vertreter der Zivilgesellschaft berufen wurde.
- ³⁰ Rudolf Wötzel, Über die Berge zu mir selbst. Ein Banker steigt aus und wagt ein neues Leben, München 2011⁷.

BILDNACHWEISE

- Seite 13 (Stefan Alder): © Willem Jan Habersaat
Seite 23 (Thomas Badertscher): © Matthias A. Weiss
Seite 35 (Jörg Blunschi): © Willem Jan Habersaat
Seite 43 (Marcel Bühler): © zVg
Seite 51 (Peter Dettwiler): © zVg
Seite 61 (Daniel Dreifuss): © Susanne Völlm
Seite 67 (Martin Egli): © Willem Jan Habersaat
Seite 79 (Priska Gehring-Hertli): © Willem Jan Habersaat
Seite 87 (Renata Georg Preiswerk): © Willem Jan Habersaat
Seite 95 (Benedikt Germanier): © Susanne Völlm
Seite 105 (Armin Gote): © Photo Tornow, Lausanne
Seite 113 (Willem Jan Habersaat): © zVg
Seite 123 (Wolfgang Häusler): © Willem Jan Habersaat
Seite 131 (Nino Jäger): © Ueli Christoffel
Seite 139 (Nomi Prins): © Matthew Dean
Seite 149 (Reto Ringger): © Willem Jan Habersaat
Seite 159 (Stefan Schätti): © Matthias A. Weiss
Seite 169 (Thomas Scheurer): © Matthias A. Weiss
Seite 175 (Claudia Schneiter): © Susanne Völlm
Seite 183 (Thomas Vellacott): © Willem Jan Habersaat
Seite 193 (Rudolf Wötzel): © zVg

INFORMATIONEN ZUR REIHE 21

Kern der *Reihe 21* sind Bücher über 21 Menschen, die eine Gemeinsamkeit aufweisen, wie zum Beispiel den gleichen Beruf, den identischen Jahrgang oder auch einmal denselben Wohnort. In halbstandardisierten Gesprächen sucht sich der Autor Matthias A. Weiss bekannte und weniger berühmte Leute aus, die auf das jeweilige Profil zutreffen, interviewt diese und macht daraus ein Buch. Die hochwertigen Interviews werden, falls immer möglich, durch edle Porträt- und allenfalls weitere Photographien, die das Leben und Wirken der jeweiligen Menschen beleuchten, ergänzt.

Zum Beispiel Richterswil. 21 Persönlichkeiten aus einem Dorf, Mit Photographien von Ingo Albrecht, Richterswil 2015. ISBN 978-3-033-04875-1 (Band II)

Was haben ein alteingesessener Bademeister und Beizer, eine thailändische Moderaterin, ein politisch interessierter Ingenieur oder eine umtriebige Bäuerin gemeinsam? Sie alle haben einen Bezug zum Dorf Richterswil. In diesem Buch geben sie und 17 weitere Persönlichkeiten Antworten auf Fragen zu ihrem Wesen, zu ihrer Geschichte mit dem Dorf am oberen Zürichsee und zu ihren Wünschen und Träumen. Entstanden ist auf diese Weise ein Werk, das Mut macht, vermehrt über den eigenen Gartenzaun zu grüssen, spontan den entfernten Bekannten zu einem Glas Wein einzuladen oder einfach mit der Kassiererin, welche einen seit Jahr und Tag freundlich bedient, mal ein paar Worte mehr als üblich zu wechseln.

Sprung über den Kirchenrand. 21 Theologinnen und Theologen ausserhalb der Kirche, Berlin 2012. (Band I)

Was haben der Psychotherapeut Hans Jellouschek, die Selbstversorgerin Helen Jäggi Kopic, der Liedermacher Linard Bardill oder die ORF-Redakteurin Maria Katharina Moser gemeinsam? Sie alle haben in ihrem Leben einmal Theologie studiert und sich nach einiger Zeit bei der Kirche aufgemacht, einen eigenen Weg zu gehen. In diesem Buch geben sie und 17 weitere Persönlichkeiten Antworten auf Fragen zu ihrem Werdegang, zu ihrer jetzigen Arbeit und zu ihrem Glauben.

Entstanden sind so 21 eindrückliche und zum Teil äusserst persönliche Porträts über spirituelle Zeitgenossen.

«Ein Buch, das Mut macht, sich aus vordefinierten Glaubenssätzen zu lösen und einen eigenen, spirituellen Weg zu gehen.»

Beide Bände können über den Shop auf www.reihe21.ch bestellt werden, jedoch nur innerhalb der Schweiz und gegen Vorkasse. Band II ist auch im Buchhandel erhältlich.

